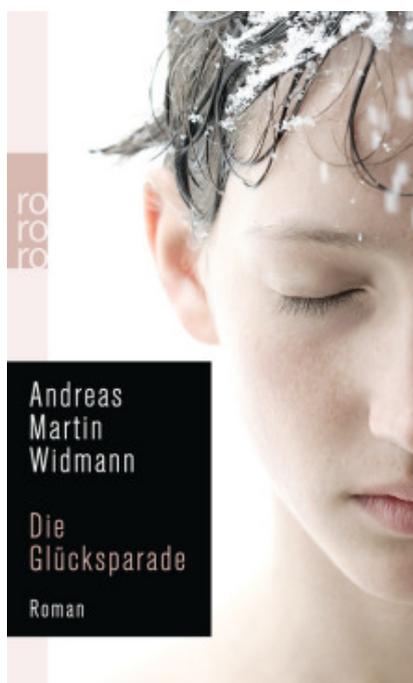


Leseprobe aus:

**Andreas Martin Widmann**

## **Die Glücksparade**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Andreas Martin Widmann, 1979 in Mainz geboren, studierte Germanistik, Anglistik und Theaterwissenschaft, promovierte 2008 in Neuerer Deutscher Literatur und unterrichtet Deutsche Sprache und Literatur am University College London (UCL). Seine Arbeiten wurden unter anderem mit dem Robert-Gernhardt-Preis und dem Martha-Saalfeld-Förderpreis ausgezeichnet. Für seinen ersten Roman «Die Glücksparade» erhielt er den Mara-Cassens-Preis 2013.

«Sehr fein beobachtend erzählt dieses gelungene Debüt von einem nachdenklichen und hellhörigen Ort am Rand des Nirgendwo, in dem sich die kleinsten und zartesten Glückspartikel verstecken.»

(Frankfurter Allgemeine Zeitung)

«Ein Entwicklungsroman en miniature. Eben weil die Traurigkeit, von der dieses Dasein umhüllt wird, so flächig und allumfassend ist, strahlen die Kontrapunkte umso heller.»

(Süddeutsche Zeitung)

«Als Erzähler ist Simon eine Wucht: Wunderbar beobachtet er die begrabenen Sehnsüchte der Erwachsenen und die Entschuldigungen für ihre misslungenen Leben. Man will gar nicht mehr weg.»

(NEON)

Andreas Martin Widmann

[ Die  
Glücksparade ]

Roman Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, August 2013  
Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke / Cordula Schmidt,  
nach einem Entwurf von Anzinger | Wüschner | Rasp, München  
(Foto: plainpicture / Leander Hopf)  
Satz aus der Dante PostScript, InDesign  
Gesamtherstellung CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 499 24369 1

Für Simone



I am just a poor boy  
though my story's seldom told  
I have squandered my resistance  
for a pocketful of mumbles  
such are promises.  
All lies and jest  
still a man hears what he wants to hear  
and disregards the rest.

*Paul Simon*



Alles, was zwischen dem letzten Frühjahr und dem Winter geschah, hat mit dem Container zu tun, weil es damit anfang, zumindest für meine Mutter und mich. Diese neun Monate waren die letzten, die wir alle zusammen verbrachten, und ich weiß nicht, ob ich irgendetwas daran ändern würde, wenn ich könnte. Vielleicht wünsche ich es mir irgendwann, wenn mehr Zeit vergangen ist und ich älter bin. Das Seltsame ist, dass es mir vorkommt, als wäre es wirklich schon sehr lange her, sobald ich anfang, davon zu erzählen.

Es war an einem Sonntag im Februar, und es fiel ein dünner Regen, in dem alles, was glatt war, kalt glänzte. Der Container sah aus wie ein riesiger weißer Schuhkarton. Er stand auf einem gemauerten Untersatz, fast einen Meter über dem Boden, eine Metalltreppe führte an die Eingangstür, und an einer Seite ragte eine Satellitenschüssel von der Wand wie ein Ohr. Am Fuß der Treppe hatte sich eine Pfütze gebildet, in der die erste Stufe gerade noch sichtbar war. Ein löchriges braunes Blatt schwamm darin und eine zertretene Zigaretenschachtel leuchtete daneben rot im nassen Gras.

«Seit diesem Tag hätten wir wissen müssen, dass die Geschichte nicht gut ausgeht», sagte meine Mutter später. Sie selbst hatte vor kurzem eine Umschulung abgebrochen und auch keine guten Argumente, aber sie wollte nicht das

ganze Jahr über zwischen Zelten und Wohnwagen leben. Ich war fünfzehn, und ich ging noch zur Schule, deshalb stand fest, dass ich dabei sein würde, egal, wofür meine Eltern sich entschieden. Mehr als einmal fragten sie, was ich darüber dachte, aber ich sagte, ich wüsste es nicht. Und ich wusste es wirklich nicht.

Mein Vater war schon seit längerem unzufrieden damit gewesen, wie die Dinge für ihn liefen, und als ihm die Stelle auf dem Campingplatz angeboten wurde, glaubte er, es wäre das Beste, auch da zu wohnen, wo er arbeiten würde. Er war damals Aufseher bei einer Wach- und Schließgesellschaft, die auf Taxis und in der Zeitung mit dem schwarzen Schattenriss eines Mannes warb, der eine Taschenlampe hielt. Ein anderer schwarzer Mann zuckte vor dem Lichtstrahl zurück und hielt seine Hände vors Gesicht wie zwei Krallen. Darunter stand: CLAVIS. WERKSCHUTZ & OBJEKTSICHERHEIT. Nachts saß mein Vater vor einer Wand aus kleinen Monitoren und machte Runden auf dem Gelände einer Fabrik, die Küchentücher und Klopapier herstellte, und er sagte oft, das einzig Gute daran sei, dass wir so viel Klopapier umsonst haben konnten, wie wir brauchten. Ich wusste, dass er lange nach einer anderen Arbeit gesucht hatte. Er sagte, die Nachschichten machten ihn krank und er sei keine Eule, die nur im Dunkeln rauskommt. Er brauche die Sonne.

Nur zwei Tage später entschloss mein Vater sich, das Angebot anzunehmen. Zuletzt hatte er gesagt, es sei die einzige Möglichkeit, das Auto zu behalten, das längst viel zu teuer geworden sei, aber offenbar hatte er schon um einiges früher von der Sache erfahren und darüber nachgedacht, ohne meine Mutter und mich einzuweihen. Er hatte den ehemaligen Verwalter getroffen und sich erklären lassen, was er zu tun

hätte, und er sprach darüber so, als wäre es eigentlich nichts Neues mehr. Die Ärmel seines karierten Hemdes hatte er bis zu den Ellenbogen aufgekrempt, und während er uns von seiner Arbeit erzählte, rieb er sich das Kinn. Sein Kinn hatte ein Loch, eine Spalte in der Mitte, die besonders deutlich zu sehen war, wenn er sich frisch rasiert hatte. Es war keine Narbe, sie war einfach da und er hatte sie schon immer, seit er ein Kind war. Manche fanden sie markant.

«Ich soll für die Leute da sein. Reparaturen erledigen, im Winter ein Auge auf die Wohnwagen haben, den Rasen mähen, nach dem Rechten sehen eben», sagte er. Auch mit unserem Vermieter hatte er schon telefoniert und ihn gebeten, uns schnell aus unserer Wohnung zu lassen, trotz Mietvertrag, Kündigungsfrist und solchen Dingen, die er den *täglichen Krieg gegen das Böse* nannte. Das war seine Art. Wenn er redete, konnte mein Vater fast alles leichter oder besser aussehen lassen, als es eigentlich war. Und obwohl ich nicht wusste, wie er das schaffte, hatte ich oft erlebt, dass er recht behielt und dass ihm auch Leute glaubten, die ihn nicht kannten. «Der ist natürlich froh, uns loszuwerden», sagte er jetzt.

«Warum denn?», fragte meine Mutter.

«Weil er ein Arschloch ist, deshalb.»

Vielleicht dachte er, dass meine Mutter ihn durch ihr Schweigen zu einer Erklärung auffordere, jedenfalls erinnerte er uns wieder einmal daran, wie er den Vermieter angerufen hatte, weil es im Bad durch die Decke tropfte, und wie der erklärt hatte, wir müssten beim Duschen eben besser aufpassen. «Dabei kam das Wasser von oben», sagte mein Vater.

Meine Mutter schwieg dazu. Ich schaute auf den Fernseher, der schon während des Essens gelaufen war, ohne dass

jemand darauf achtgegeben hätte, auf das Bild eines Mannes mit einem Mikrophon, der vor einer dunklen Stadt stand. Es war dieser Tick, den ich seit kurzem entwickelt hatte, mich einfach nicht auf das zu konzentrieren, was mich anging, sondern an etwas anderes, Abgelegenes zu denken, selbst wenn man mit mir sprach. Auf einmal griff mein Vater zur Fernbedienung und schaltete den Apparat aus, als wollte er damit klarstellen, dass die Angelegenheit für ihn erledigt war.

«Wir haben sogar einen Garten», sagte er in die Stille. «Nichts Großes, aber immerhin. Und in der heutigen Zeit.»

Die *heutige Zeit* hatte für meinen Vater irgendwann in den Achtzigern begonnen, bevor ich geboren wurde. Bevor er aufgehört hatte, Fußball zu spielen, und nachdem er meine Mutter kennengelernt und sich von seiner ersten Frau getrennt hatte. Zwei Jahre lang hatte er mit ihr in einem Hunsrückdorf gelebt, wo sie als Sekretärin in einem Versandlager arbeitete, während er, soviel ich wusste, nichts tat außer Fußballspielen und gleichzeitig so etwas war wie der Platzwart für den örtlichen Sportverein. Damals, sagte er einmal, sei er *unentbehrlich* gewesen, und wenn ich daran dachte, stellte ich mir einen Mann vor, der allein über den Rasen geht, eine Zigarette raucht und aussieht, als könnte ihm nichts etwas anhaben. Er sah aus wie der Mann auf dem Foto aus Portugal, das ich von ihm kannte, mit einem Bart, in roten Leinenhosen und Sandalen.

«Für dich ändert sich nicht viel», sagte er und stieß mich an der Schulter an, dann stand er auf, und nach ein paar Minuten hörte ich das Rauschen der Dusche aus dem Bad. Meine Mutter ging auch aus dem Zimmer, und ich sah sie an diesem Abend nicht wieder.

Eine Woche später fuhren wir zusammen zu dem Campingplatz. Mein Vater hatte einen Besichtigungstermin mit jemandem vereinbart, der, wie der Verwalter ihm mitgeteilt hatte, seinen eigenen Caravan auf dem Platz verkaufen wollte. Es war Sonntagnachmittag, über den Wohnblocks hing ein kalter Dunst, und die Straßen waren wie ausgefegt. Ich stellte mir vor, die Stadt wäre von einer Seuche befallen worden und wir wären die letzten Überlebenden. Wir fuhren an zugezogenen Gardinen vorbei, und ihr zerknittertes Weiß erinnerte mich an alte Zeitungen.

Vor zwei Jahren waren wir aus Hanau hierhergezogen, als meine Mutter ihre Stelle im Reisebüro verloren hatte und mein Vater anfang, beim Wachdienst zu arbeiten. Bis dahin hatte er für UPS Pakete ausgeliefert und als Hilfsfahrer auch Mietwäsche an Hotels und Autobahnraststätten. Ich weiß nicht, was damals dahintersteckte, aber er sagte, er wollte einen Schnitt machen und sich woanders umschauen. Jetzt war es wieder so weit.

Keiner sprach, während wir im Auto saßen. Meine Mutter schaltete das Radio an und suchte nach Musik, die ihr gefiel. Alle paar Minuten stellte sie einen neuen Sender ein. Normalerweise konnte mein Vater das nicht ertragen, aber heute beklagte er sich nicht. Er hielt das Lenkrad mit beiden

Händen und starrte stumm geradeaus. Ich selbst schaute aus dem Seitenfenster auf die leeren Straßen und Gehwege. Die Siedlung lag am Stadtrand in der Nähe einer stillgelegten Fabrik für Lacke und Farben, und sie wurde von einer breiten Hauptstraße in zwei Teile zerschnitten. Auf unserer Seite gab es keine Einfamilienhäuser, überhaupt keine freistehenden Häuser, sondern nur Flachdachbauten mit fünf Stockwerken oder mehr, die alle weiß oder hellgelb gestrichen waren. Zwischen zwei Häuserblöcken stand je eine lange Flucht von Teppichstangen wie leere Fußballtore. Wegen der Bremsschwellen auf der Straße fuhr mein Vater sehr langsam, und ich sah die Teppichstangen immer einen Moment lang genau von vorn, ich schaute wie in einen Tunnel, bevor sie wieder auseinandersprangen und sich nach hinten verschoben, während wir über die nächste Schwelle rollten.

Der Campingplatz lag an der Spitze einer Insel. Davor gabelte sich der Fluss in zwei ungleiche Arme, deren einer breit und schnell war. Der andere war ein toter Arm, den man abgeschnitten hatte, als der Fluss begradigt worden war. Von einem Ufer zum anderen waren es kaum mehr als zwanzig Meter, das Wasser floss langsam, und eine Autobrücke aus schweren Holzplanken führte hinüber. Auf der anderen Seite der Brücke stand ein Wegweiser: *FERIENANLAGE AUE*. Die Straße endete an einem Schotterparkplatz. Vor der Schranke waren zwei Teile eines Bauzauns mit einer Kette zusammengeschlossen, dahinter begann der Campingplatz.

«Es gibt keinen Bus von dort. Wir werden dich mit dem Auto zur Schule fahren», sagte mein Vater. Er zeigte auf eine Reihe hoher Pappeln und sagte, die Bäume würden uns im Sommer Schatten geben. Jetzt besprühte ein feiner Nieselre-

gen die Scheiben, und ich wäre gern einfach sitzen geblieben hinter dem langsam dichter werdenden Vorhang aus Nässe.

Stattdessen stiegen wir aus, gingen mit großen Schritten durch den Regen und drängten uns unter einem Schirm zusammen. Nach ein paar Minuten, in denen nichts geschah, klappte ich meine Kapuze über den Kopf und ging los, um mich allein umzuschauen. Das Gelände jenseits des Parkplatzes war von einem Zaun umschlossen, der mir bis über die Schultern reichte. Auf der anderen Seite ragte über den Wipfeln die Spitze eines Sendemasts auf, der schon von weitem zu sehen gewesen war. Ich ging ein Stück unter den Pappeln am Ufer entlang. Wie häufig im Februar, wenn das Schmelzwasser aus dem Süden herunterkam, hatte es Hochwasser gegeben, von dem auch hier noch etwas zu merken war. Lose Zweige und Müll waren in den über den Fluss ragenden Ästen einiger Büsche und an den zur Befestigung aufgeschütteten Steinen hängen geblieben. Das Wasser war seitdem wieder gesunken und hatte das Treibgut, das sich verfangen hatte, zurückgelassen. Wenn es noch weiter sank, würde niemand wissen, wie das Zeug in die Bäume gekommen war, dachte ich.

Der Mann, der schließlich aus einem kleinen gelben Peugeot stieg, war von bulliger Statur, und seine dunklen Augenbrauen wuchsen so dicht zusammen, dass es aussah, als hätte er einen Schnurrbart über der Nase. Sein Haar war schütter, im Nacken lang, und er musste im Alter meiner Eltern sein. Er gab jedem die Hand, führte uns durch eine Tür im Maschendrahtzaun auf den Platz und entschuldigte sich dabei für die Verspätung. Er behauptete, es tue ihm wirklich *wahnsinnig* leid. Dann zeigte er ohne ein weiteres Wort auf

den Container. Die Fenster wirkten dunkel, als wären sie von innen verhängt. In der näheren Umgebung standen mehrere solcher Kisten. Die meisten waren weiß, und eine schnitt jeweils die Sicht auf die dahinterliegende ab. Überall waren die Jalousien heruntergelassen oder die Läden vor den Fenstern geschlossen, wenn es welche gab. Nichts deutete darauf hin, dass Menschen hierherkamen, doch ich sagte mir, dass es an der Jahreszeit liegen musste, und versuchte, mir den Betrieb und das Leben hier vorzustellen.

«Gibt es noch andere Interessenten?», fragte meine Mutter.

Der Besitzer schüttelte den Kopf.

«Ihr seid die ersten», sagte er. «Aber nächste Woche flieg ich nach Spanien, dann übergeb ich alles an eine Agentur.»

Er schloss auf und ging hinter uns hinein. Drinnen gab es zwei Kammern, eine links und eine rechts von der Tür, und in der Mitte eine Küchenzeile und ein kleines Bad dahinter. Außer einem Tisch und zwei Klappstühlen waren keine Möbel da, und mein Vater begann, über die Einrichtung zu sprechen.

«Es ist mehr Platz, als man denkt», sagte er flüsternd, als verriete er ein Geheimnis, das wir unbedingt für uns behalten sollten. Einige von unseren Sachen wollte er in einem Geräteschuppen unterstellen, bei Bekannten im Keller oder in einem Mietlager, und ein paar Möbel, die wir nicht mehr brauchten, würde er verkaufen oder weggeben.

«Es ist nur für den Anfang, bis du wieder etwas gefunden hast und wir aus dem Größten raus sind», sagte er leise zu meiner Mutter, bevor seine Stimme wieder laut wurde und er nach den Maßen fragte.

«Muss ich nachschauen», sagte der Besitzer. «Aber ich

weiß, dass es der größte Kasten hier auf dem Platz ist. Solche gibt's bei uns sonst gar nicht, den hat einer importiert und so.»

«Da haben wir ja Glück gehabt», sagte mein Vater.

Wir standen im linken der beiden Räume. Ich versuchte mit ausgestrecktem Arm die Decke zu berühren. Es gelang ohne weiteres, ich konnte sogar die Handfläche dagegenstützen, als balancierte ich ein Tablett über dem Kopf. Der Besitzer strich seine Haare im Nacken über den Kragen, er faltete einen Grundrissplan vor sich auseinander und drückte ihn mit den Fingern an die Wand, so fest, dass die Nägel an der Kuppe weiß wurden.

«Neunundzwanzig Quadratmeter im Ganzen», sagte er.

Ich schritt die lange und die kurze Wand ab und versuchte mir vorzustellen, wie viel Mal ich hier hineinpassen würde, wenn ich mich flach auf den Boden legte. Von der Vorderseite bis zur Rückseite der Kammer fast zweimal, von der Tür bis zur Seitenwand einmal und noch einmal bis zum Gürtel, dachte ich und musste fast lachen bei dem Gedanken. Ich drehte mich einmal um mich selbst. Im Türschatten war ein zwei Finger breites Loch in der Wand, wo die Klinke die weiße Hartfaserverkleidung durchschlagen hatte.

«Da gab es wohl mal Streit», sagte mein Vater, der die Stelle im gleichen Moment bemerkt haben musste. Ich befühlte sie und fasste in das Loch. Wenn ich die Finger zusammenschob, konnte ich meine Hand ein Stück in den Spalt stecken. Nicht sehr weit. Drei Zentimeter, vielleicht auch vier.